

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

278 (25.11.1899) Badisches Museum, Nr. 8

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.
Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 8.

— Erscheint zweimal wöchentlich. —

25. Nov. 1899.

Zur modernen französischen Musikbewegung. (Nachdruck verboten.)

Paris, 24. Nov.

Wie Hector Berlioz seine „Trojaner“ schrieb.

In diesen Tagen wurde in der Großen Oper in Paris Hector Berlioz' „La Prise de Troie“ („Einnahme von Troja“) zum erstenmale aufgeführt. Wir wissen nicht, wie lange sie sich auf dem Repertoir der Academie Nationale de Musique halten wird, denn die Franzosen sind keine Freunde von solcher Kost. Wir wollen auch nicht näher auf diese Oper eingehen, da sie bereits bekannt ist und nur erinnern, daß sie den ersten Teil zu Berlioz' großer Oper „Die Trojaner“ (Les Troyens) bildet und zuerst im Jahre 1890 in Karlsruhe aufgeführt wurde. Der zweite Teil der „Trojaner“, betitelt „Les Troyens à Carthage“, ging im Jahre 1868 im Théâtre Lyrique in Paris über die Bühne. Hector Berlioz, der bekanntlich nicht bloß Komponist, sondern auch musikalischer Schriftsteller ist, in welcher Eigenschaft er sich, nebenbeigefügt, wegen der rücksichtslosen Schärfe seiner Kritik zahlreiche Feinde zuzog, hat selber erzählt, wie er seine „Trojaner“ schrieb. Der „Gaulois“ gab diese Erzählung kürzlich wieder. Da sie manches Interessante enthält, wollen wir einiges daraus mitteilen. „Als ich mich in Weimar befand“, beginnt Berlioz — er war 1845 und zum zweitenmale 1852 in Deutschland und verweilte im letztgenannten Jahre längere Zeit in Weimar bei Liszt, der für die Verbreitung seiner Musik thätig war — „bei der Fürstin von Wittgenstein, der ergebene Freundin Liszt's, einer Frau von Herz und Geist, die mich oft in meinen traurigsten Stunden aufrichtete, kam ich dazu, von meiner Bewunderung für Virgil und von der Idee zu sprechen, die ich mir von einer großen Oper, behandelt nach Spätoperensystem, machte, wofür das zweite und vierte Buch der „Aeneide“ den Stoff liefern sollten.“ Wir bemerkten, daß Berlioz von seinem Vater, einem Arzt, zu dem gleichen Beruf bestimmt war und demgemäß eine vorwiegend wissenschaftliche Erziehung erhielt. Als er in Paris studierte, verstand er die Medizin bald mit der Musik, weswegen ihm sein Vater seine Unternehmung entzog. Von seinem wissenschaftlichen Studium her schreibe sich die Vorliebe für die altklassischen Stoffe. „Ich fügte hinzu“, fährt er fort, „daß ich zu sehr wußte, welche Leiden mir ein derartiges Unternehmen notwendigerweise bereiten würde, und daß ich es deshalb noch nicht versucht hatte. Die Fürstin aber ermutigte mich dazu. „Hören Sie“, sagte sie, „wenn Sie vor der Mühe zurückschrecken, wenn Sie nicht alles für Dido und Cassandra wagen, dann kommen Sie nur nicht wieder zu mir; dann will ich Sie nicht mehr sehen.“ Nach Paris zurückgekehrt, fing ich an, die Verse für die „Trojaner“ zu schreiben. Dann machte ich mich an die Partitur und nach Ablauf von 3 1/2 Jahren des Korrigierens, Aenderens und Hinzufügens war alles vollendet. Während ich das Werk polierte und immer wieder aufpolierte, nachdem ich das Gedicht da und dort gelesen und Meinungen darüber gehört hatte, kam mir der Gedanke, an den Kaiser zu schreiben.“ Berlioz teilt nun den Wortlaut des betreffenden Briefes mit. Er bat darin den Kaiser um die Erlaubnis, ihn sein Gedicht vorlesen zu dürfen, und wenn es seinen Beifall fände, ihm seine hohe Protektion zu gewähren. Dann ersuchte er den Kaiser, ihn vor seinem Freunde zu schützen, vor seinen Feinden würde er sich dem alten Sprichwort nach schon selber schützen.“ Mit dem „Freunde“ meinte er den damaligen Direktor des Opernhauses, der in der That ein alter Freund von Berlioz war, aber über dessen Musik, wie letzterer in dem Briefe erwähnte, die seltsamsten Ansichten hatte. Die beiden Chefs du service musicale der Großen Oper aber, die unter dessen Oberhoheit standen, waren Berlioz's ausgesprochene Feinde. Der Kaiser hat den erwähnten Brief, wie Berlioz weiter erzählt, niemals gelesen, denn dieser schickte ihn nicht ab. Herr de Morny riet ihm davon ab, indem er sagte, der Kaiser würde ihn

„peu convenable“ gefunden haben. Dann fährt Berlioz fort: „Eines Abends hatte ich im Tuilerienpalaste einen Augenblick Gelegenheit, mich mit dem Kaiser zu unterhalten und er erlaubte mir, ihm die „Trojaner“ zu bringen, indem er versicherte, er würde sie lesen, wenn er Zeit dazu fände. Ich überreichte ihm dann das Manuskript, aber der Kaiser las es nicht und schickte es in die Bureau der Direction des theatres. Hier verleumdete man meine Arbeit, erklärte sie für absurd und sinnlos, sprengte aus, sie dauere acht Stunden und erfordere zwei Truppen, wie die der Oper, zur Ausführung etc. Ein Jahr darauf schien man sich ein wenig mehr damit beschäftigen zu wollen. Meyer sagte mir, der Staatsminister ließe mir mitteilen, die „Trojaner“ sollten in der Oper einstudiert werden. Dieses Versprechen wurde nicht besser gehalten, wie so viele andere, und von jenem Zeitpunkt ab war seine Rede mehr davon. Des langen vergeblichen Wartens müde, gab ich dem Drängen Carvalho's nach, der die „Troyens à Carthage“ im Théâtre Lyrique in Scene setzen wollte. Das Unternehmen überließ seine Kräfte. Sein Theater war nicht groß, seine Sänger nicht geschickt genug und weder sein Chor noch sein Orchester ausreichend. Er brachte bedeutende Opfer. Ich auch. Frau Charton-Demeure, die einzige Sängerin, die „Dido“ singen konnte, bewies mir in gewisser Weise ihre Freundschaft und war mit bedeutend geringeren Gagen zufrieden, als sie in Madrid bezog. Und doch war die Ausführung unvollkommen und konnte es nicht anders sein, denn Carvalho's Inszenierung, die er durchaus selber machen wollte, war ganz anders, als ich sie wünschte und an manchen Stellen rein lächerlich. Der Maschinist schoß auch noch einen Boß, jedoch eine der Pauken 55 Minuten dauerte, und am anderen Tage verschwanden die „Trojaner“ vom Repertoir.“ Das ist das Klage lied des französischen Beethoven über seine „Trojaner“.

Die Anfänge des Wagnerkultus in Frankreich.

In einer dem Propheten des Wagnerkultus in Paris, Charles Lamoureux, gewidmeten Chronik erinnert Henry Bauer im „Journal“ an die Anfänge des Kultus des deutschen Meisters in Frankreich und schreibt darüber: „Erinnern Sie sich an die leidenschaftlichen Zeiten unserer ersten Auszüge nach Bayreuth, da wir von der gemeinsamen Religion der Liebe und Bewunderung für den Titanen der Musik besesselt wurden? Das war vor fünfzehn Jahren ein herrlicher künstlerischer Kampf, als das Werk Wagner's noch nicht dem Ruhme der banalen Gutheißungen und dem Spielplane der Pariser Oper ausgeliefert war. Welch ein begeistertes Ringen großer Seelen für die verkannten, verhöhnten und in Frankreich verabscheuten genialen Schöpfungen! Dieses Bayreuth, das jetzt die Hauptstation des internationalen Snobismus geworden ist, war ein Mecca der Kunst, dessen französische Pilger dem Tadel, der Ironie und dem musikalischen Nationalismus ihrer Mitbürger Trotz boten. Ich sehe noch vor meinen geistigen Augen die lieben befreundeten Gesichter aufstehen: Die prächtige Frau Pelouze, den Musikritter Louis de Jourcaud, die Musiker Vincent d'Indy, Faure, Messager, de Breville, Sue, Chevillard und den Richter Vascour, ferner den Vicomte Robert de Montesquieu, wenn er nach 24stündiger Reise im olivenfarbenen Kostüm elegant wie aus einer mit Seide ausgelegtenen Schachtel dem Zuge einstieg, Henri Lavedan, ohne den Sir Peladau zu vergessen mit seinem mächtigen Filzhute, seinem Samtwams, seiner hellblauen Weste und seinen weißen Beinleidern und zahllose andere, so Ebdouard Dujardin, der das Horn Siegfried's, das er dem Musiktheater entlehnt hatte, an der Hüfte trug. . . . An jedem Abende nach den Vorstellungen versammelten wir uns in der Kneipe Augermann's, deren Kellnerinnen auf den Namen Brangäne, Rundry und Hilde hörten; unsere noch ganz frischen Erregungen, das Zusammenklagen unserer Gefühle wiegen uns in wunderbare Träume bezüglich der Zukunft des Musikdramas in Frankreich, die aber die heutige Wirklichkeit bei weitem nicht erreichten. — Damals war Wagner in Paris und in Frankreich geschmäht und

nicht gekannt. Unter den zahlreichen Personen, die gegen ihn die gehässigen Vorwürfe des Mißlingens und der Zusammenhanglosigkeit verbreiteten, Vorwürfe, zu deren elenden Schöpfen auch Verliog gehörte, kannte nur wenige seine Werke und die Mehrzahl von ihnen wäre nicht imstande gewesen ihre Titel aufzuzählen. . . . Alle diese Vorurteile mußten in hartem Kampfe besiegt werden und aufopferungsfreudige Apostel mußten den künstlerischen Geschmack der Menge erst heranbilden. Die Konzepte im Chateau d'Eu, im Sommerzirkus und im Ebntheater waren die Aktions-elemente. Indessen wünschten die Getreuen der neuen Musik zwischen den feierlichen Vorstellungen von Bayreuth vergeblich die Schöpfung eines Musikdrama-Theaters in Paris herbei. Da man ein solches nicht durchsetzen konnte, ergriffen einige von ihnen die Initiative zu Wagner-Vorstellungen in einem Vortragssale, der den Beinamen „Kleines Bayreuth“ erhielt. Dort wohnte ich der vokalen und instrumentalen Ausführung wichtiger Teile der Tetralogie bei. Eine Dame der vornehmsten Gesellschaft Frau H. . . . und zwei Kunstfreunde bildeten die Truppe, die in deutscher Sprache sang. Das Orchester bestand aus nicht gerade alltäglichen Instrumentalisten und neben Vincent d'Indy, Faure, Messager, Raoul, Pugno, Fischer, Taffanel, Garcen und Lascour mühten Sie, lieber Lamoureux, sich mit der ersten Violine ab. Daß ein Richter, wie Lascour, die Leitung eines aus derartigen Künstlern bestehenden Orchesters führte, war gewiß nicht das am wenigsten Originellste an diesen Aufführungen. Und wahrhaft bewundernswürdig, daß Lascour sich dieser schwierigen Aufgabe gemachsen zeigte und selbst die sehr hohen Anforderungen des zu diesen Aufführungen sich versammelnden Elitökünstlerpublikums zu befriedigen vermochte. . . . Wenn man sich das alles jetzt wieder vorhält, wie man fast verstohlen und furchtsam vor dem Gasse der aufgehenden blöden Menge Wagners Werke anhören mußte, so muß man über die Wandlung verblüfft sein, die sich seitdem vollzogen hat. . . .“

Wie die Kulturvölker essen.

Von Dr. R. Baumgart.

Nachdruck verboten.

Soll man mit der rechten oder mit der linken Hand essen? Während in den dreißiger und im Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts jedermann mit der Rechten aß, ist es heute bei den meisten Kulturvölkern Sitte geworden, die Speisen mit der linken Hand zum Munde zu führen. Alle Reisenden unter Naturvölkern werden nun aber die Beobachtung gemacht haben, daß uncivilisierte Völker einen Unterschied von rechts und links im Gebrauch der Hände nicht kennen; ja einige von ihnen bedienen sich häufig der Füße zu Verrichtungen, bei denen gefittete Völker nur die Hände gebrauchen. Der Beduine pflegt irgend einen Gegenstand, welcher zur Erde gefallen ist — und namentlich thut das der Lantz — nicht mittels der Hand aufzunehmen, sondern er ergreift ihn mit der großen und zweiten Zehe und hebt ihn auf.

Daraus erhellt, daß der bevorzugte Gebrauch der Rechten, die bessere Entwicklung derselben, nicht angeboren, sondern ererbt ist. Ja, die Behauptung geht wohl nicht zu weit, daß die frühesten Menschen sich ohne Unterschied der Füße wie der Hände bedient haben; unsere eigenen neugeborenen Kinder können mit der großen Zehe noch recht kräftig greifen und mittels derselben Dinge ebenso sehr wie mit der Hand fassen.

Seit Jahrtausenden ist indes die ganze Menschheit rechlshändig; das heißt: die rechte Hand ist geschickter, handlicher und feinfühlicher, als die linke. Unwillkürlich bedient sich heute jeder vorzugsweise seiner Rechten.

Ursprünglich aber haben die Menschen, wie noch jetzt die Affen, mit den Extremitäten ohne Unterschied gegessen; gewiß hat es dann Zeiträume von Zehnjahrtausenden gegeben, wo die Menschheit sich der Füße nicht mehr zum Essen bediente, sondern ohne Unterschied der Rechten und Linken, und die Jahrtausende, seitdem der Mensch sich nur der Rechten zum Essen bedient, liegen so tief im grauen Nebel der Vergangenheit, daß sie weit zurückreichen hinter unsere geschichtliche Kenntnis. Bestätigt wird dies nicht so sehr durch geschichtlich verbürgte schriftliche Dokumente, wie durch bildliche Darstellungen.

Es giebt kein einziges altägyptisches Bild, aus dem zu sehen wäre, daß in alten Zeiten mit der Linken die Nahrung zum Munde geführt worden wäre, und wenn es im alten oder neuen Testament auch nirgends ausdrücklich angeführt worden ist, man bediene sich beim Essen der Rechten, so geht aus allem hervor, daß bei den alten Völkern die rechte Hand dazu benützt wurde. Es ist wohl unzweifelhaft, daß sich die Juden beim Essen der Rechten bedienten. Ein gelehrter Rabbiner schreibt darüber: „Die Juden hatten bei den Mahlzeiten die Sitte, sich nach der linken Hand anzulehnen, sodas die rechte Hand für die Speisen frei war, und es mag bei den Mahlzeiten, welche als eine gemeinte Handlung betrachtet wurden, als würdiger angesehen worden sein, mit der rechten Hand zu essen. Bei den Waschungen hat die rechte Hand das Gefäß zu ergreifen und reichte es der Linken, sodas diese die Rechte zuerst begieße. Es soll nämlich die Rechte, welche die

Linke bezeichnet, sich erkräftigen über die Linke, welche die Ge- rechtigkeit symbolisiert.“

Aus allen Bildern und vorzugsweise plastischen Darstellungen ist ersichtlich, daß die Griechen und Römer sich beim Essen der rechten Hand bedienten. Seite 527 im „Leben der Römer und Griechen“ sagt Konec: „Jeder der lecti (Speise-Sophas) bot Raum für drei Personen, welche, den linken Arm auf Kissen stützend ruhten, während sie mit der freien rechten Hand die Speisen zum Munde führen konnten. Etwas früher, Seite 525, sagt Konec, daß die Römer diese Sitte von den Griechen angenommen hätten. Ebenso wie es bei den Israeliten Sitte war, sich beim Essen der rechten Hand zu bedienen, schärfte Muhammed es allen Angehörigen seiner Religion ein, sich bei dieser Handlung nur der Rechten zu bedienen. Sowohl bei den Türken, wie bei den verschiedenen Völkern Nordafrikas und den Persern, als auch bei muhammedanischen Bewohnern Hindostans gilt es nicht nur für höchst unschicklich, mit der Linken zu essen, sondern geradezu für Sünde. Ja, es wird schon als ein Verstoß gegen die gute Sitte, als ein Zeichen mangelhafter Erziehung betrachtet, einen Bissen trockenen Brotes mit der Linken zum Munde zu führen.“

Bei den Chinesen und Japanesen finden wir ähnliche Anschauungen. Nach Brown, Gesandtschaftsattaché der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin, existieren im „Reiche der Mitte“ zwar keine religiösen oder anderweitigen Vorschriften im Gebrauch der rechten Hand und der Stäbchen beim Essen, indes ist es gebräuchlich, sich der Rechten zu bedienen. Ähnlich bestehen in Japan zwar keine Vorschriften über diesen Punkt, allein es ist der gewohnheitsmäßige Gebrauch maßgebend, mit der rechten Hand zu essen.

Ganz hat man auch bei uns in Europa die Rechte noch nicht zurückdrängen können; denn niemandem wird es einfallen, mit der Linken Suppe zu essen, und kein gut erzogener Mensch wird mit der linken Hand (das Messer in der rechten haltend) Fisch essen, weil es nun einmal die Sitte so will, daß, mit Ausnahme von Häring und geräucherter Fische, die gekochten und gebadenen Fische nur mit der Gabel (in der rechten Hand) berührt, genommen und zum Munde geführt werden. Aber Gemüse und Futpat, Braten, Salat und Früchte, wenn zusammen herungereicht, ist man jetzt in England, Frankreich, Deutschland, Rußland u. s. w. mit der Linken, indem man in der Rechten das Messer hält.

Diese Art zu essen ist noch nicht alt und wahrscheinlich aus den Vereinigten Staaten importiert worden; sie verbreitete sich zuerst unter den wenigen der Kultur huldigenden Völkern, und herrscht jetzt souverän in allen civilisierten Ländern der Welt. Es sind übrigens kaum dreißig Jahre her, daß man beim reisenden Publikum an den Speisetischen den Engländer sofort vom Nordamerikaner unterscheiden konnte: Ersterer aß nur mit der rechten Hand, während der Yankee mit beiden Händen die Gerichte bearbeitete und sich besonders dadurch auszeichnete, daß er alle Bissen mit dem Messer in den Mund schob.

Vor etwa 25 Jahren fragten nach Deutschland kommende Franzosen verwundert, woher es komme, daß jedermann in Deutschland mit der Linken aße. Jetzt ist man in Frankreichs besten Kreisen mit der Linken, wenigstens das Fleisch, indem man wie bei uns und in Amerika mit der Rechten das Messer hält. Aber nie ist ein Franzose mit dem Messer; selbst ein Mann aus den weniger feinen Kreisen fühlt, ich möchte sagen instinkartig, wie widerlich das Essen mit dem Messer ist.

Wer beobachtet hat, wie schnell die Amerikaner essen, mit welcher Eier und Galt sie ihre Mahlzeiten bewältigen, findet die Behauptung, daß die Sitte des Essens mit der Linken wahrscheinlich aus den Vereinigten Staaten zu uns gekommen, natürlich und erklärlich. Sowie der Kalifornier mit dem Messer in der Rechten sein Stück Fleisch abgetrennt hat, führt er es auch schon mit der Linken zum Munde, und das geht Schlag auf Schlag.

Und so kann man ihn nicht nur in Kalifornien, sondern auch im äußersten Osten der Union essen sehen.

Da versammelt man sich in einer Restauration, und ohne einen gedeckten Tisch wird mit Eilzugsgeschwindigkeit das Essen verschlungen. Da man in Amerika, wo man mehr als anderswo das „Zeit ist Geld“ zu schätzen weiß, diese Art zu essen sehr praktisch fand, wurde sie allgemein üblich, und daß sie zuerst nach Deutschland importiert wurde, erklärt sich nicht nur aus den intimen Beziehungen Deutschlands zur Union, sondern auch zumteil daraus, daß man in Deutschland weniger als in den anderen beiden Kulturländern Europas, in England und Frankreich, auf äußeren Schlich Wert legt.

Woher hat aber innerhalb des letzten Menschenalters diese aus der Union importierte Sitte geführt? Wir finden jetzt, daß man es in allen Kreisen als vornehm betrachtet, mit beiden Händen das Essen zu bearbeiten, das heißt: links die Gabel, rechts das Messer zu halten. Da aber ohne weiteres sich die Rechte ihr Recht nicht nehmen läßt, namentlich nicht bei dem Arbeiter und dem vom Arbeiter abstammenden Menschen, so hat sich überall die Unsitte eingebürgert, mit dem Messer zu essen. Ob das schöner oder grazioser aussieht, als wenn wir, wie in früherer Zeit, erst das Fleisch zerschneiden, dann das Messer bei Seite legen und endlich mit der rechten Hand essen, darüber besteht wohl kein Zweifel.

Weihnachtsbücher.

Unter den Prachtwerken, die der Weihnachtsmarkt dieses Mal aufweist, nennen wir zuerst

„Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende“, das in dem Verlag von J. J. Weber zu Leipzig erschienen ist, eine Ueberschau vaterländischer Kultur und nationalen Lebens in 76 Einzelbildern von hervorragenden Fachmännern, über 1000 Bildnissen, Aussprüchen und Lebensbeschreibungen lebender deutscher Männer und Frauen und 87 Kunstbeilagen. Das vorbereitende Ehrenkomitee zur Herausgabe dieses Prachtwerks hat unter dem Ehrenvorsitz des Generalfeldmarschalls Grafen v. Blumenthal und des inzwischen verstorbenen Wirtl. Geh.-Rats Reichsgerichtspräsidenten a. D. Dr. E. v. Simson die übernommene Mission in glänzender Weise erfüllt. Es sind wirklich die verdienstlichsten Mitstreber aller Wirkungskreise zum Eintritt in diese den Lebenden errichtete Walhalla eingeladen worden. Die Bildnisse, autographischen Einzelzeichnungen und der lexikalisch angeordnete biographische Teil ergänzen einander. Die Notizen des biographischen Anhangs, die vieles Neue bringen, haben allen betreffenden Persönlichkeiten zur Kenntnisnahme, Korrektur und Ergänzung vorgelegen und dürfen auf große Zuverlässigkeit Anspruch erheben. Dem Bildnis des Kaisers und dessen schon erwähnte Einzelzeichnung und dem Porträt der Kaiserin nach dem Gemälde von Konrad Kiesel folgen die Bildnisse aller deutschen Bundesfürsten, dann die der Staatsmänner, Parlamentarier, Gelehrten, Techniker, Sozialpolitiker, Großindustriellen und Künstler. Die Denk- und Mahnworte der zum großen Teile in Familien wiedergegebenen Selbstschriften sind Worte gereifter Erfahrung, gefestigter Charaktere und eingehendster Forscherfähigkeit und verlangen ernstes Ueberdenken; immer aber sind sie trachtbare Momente der Anregung. Ein gesunder Sinn, der sich genähert hat an den überwältigenden Ergebnissen der deutschen Geistes- und Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, eignet das Werk ganz vorzüglich zu wertvoller Festspende (in Ganzleinenband 30 M.), die auch äußerlicher das Auge erfreuender Gediegenheit gewinnt durch die zahlreichen Kunstbeilagen nach schätzenswerten Originalgaben in Aquatell, Delizüge, Kohle-, Kreide- und Wästelzeichnung, die wieder wahre Meisterwerke heimischer Reproduktionskunst sind.

Eine originale Festgabe, auch sie in glänzender Ausstattung, bietet A. J. Nordmanns Märchenammlung „Die Insel Sipangu“ mit Bildern und Zeichnungen von Hugo L. Braune (Leipzig, Schmidt u. Spring; Preis 10 M.). Mit der Bezeichnung philosophische Märchen wird der Inhalt dieses Wertes am besten bestimmt. Aber nicht soll daraus geschlossen werden, daß hier etwa graue Theorien in das Gewand des Märchens gekleidet werden, das dann ja auch das monotone Grau würde angenommen haben. Nordmann, der bekannte und geschätzte Romanchriftsteller, geht vielmehr mit seiner philosophischen Poetik den Theorien frisch zu Leibe. Nicht Jollant und Globus, sondern das große Buch der Natur, alles was im Wechsel der Tage uns nahe tritt, soll die Bildung des modernen Menschen ausmachen. Mit seinen Märchen wendet er sich an den Gebildeten und an den heranwachsenden Menschen, der es mit seiner Bildung ernst nimmt. Inmitten der ernstesten, mähervollen Studierarbeit werden Anregungen, wie sie Nordmann in seinen Märchen giebt, eine ablenkende und zugleich fördernde Wirkung ausüben, sie unterhalten und belehren. Und damit auch das Auge nicht zu kurz kommt, begleitet Braune mit bunt bewegten Bildern und launigen Zeichnungen den Leser durch das ganze, sich prächtig ausnehmende Buch.

Wir nähern uns der Jahrhundertfeier der Entstehung von Johann Peter Hebels Alemannischen Gedichten. Da ist es denn ganz zeitgemäß, daß der Metzelsche Verlag in Freiburg i. B. und ein Künstler, der den Schwarzwald und seine Bewohner seit vielen Jahren kennt und liebt, sich zusammengethan haben, um eine neue Hebel-Ausgabe zu schaffen. Ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes. Reich und geschmackvoll ausgestattet (Preis 12 M.), bietet es ein anspruchsvolles, aber tüchtig und liebevoll gezeichnetes Lebens- und Charakterbild Hebels und fast alle bekannt gewordenen Alemannischen Gedichte des Wiesenthalängers. Kurt Viebich aber hat dazu eine Anzahl Zeichnungen geschaffen, die man keineswegs mit den landläufigen Illustrationen zusammenstellen darf: Uebersetzungen aus der Sprache des Dichters in die Sprache des Malers, Uebersetzungen innerhalb derselben Mundart, derselben landwirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Lebensluft. Wie reizvoll muten uns die Bildchen Ludwig Richters an in der Wiesenthalischen Ausgabe Hebels! Allein sie haben nichts Alemannisches. Es ist eine allgemein deutsche Ausdrucksform, die uns da am meisten anspricht, wo der lebenswichtige Künstler reinmenschliche Erscheinungen und Gedanken darstellt oder versinnbildet: im „Kaiser“, in den Englein, die im „Vatermuth“ das Saatsfeld begießen, bei dem pflichtbeschränkten Handlungsreisenden, der im „Geisterbesuch“ auf dem Feldberg die Ehre genießt, mit dem Prinzipal, dem „Wetter“, gemeinsam „3 Kaffi“ zu trinken. Alemannisch angeheimelt fühlt man sich selten; es ist die Sprache eines überwundenen Geschmacks, dessen Baucen und Dirnen alle aus einer und derselben i. plischen Schäferfamilie Ursprungs stammen. Ganz anders Viebich. Da

ist frischer, fröhlicher Erdgeruch in allen Bildern: vom hochstämmigen Dengele-Geist, der auf seinem Felsenfuß im Sternenshimmer der Witternacht seine Senje dengelt und dabei die in der Felsenwiege ruhende Wiege hütet, bis zum „allzeit vergnügten Tabakraucher“, den man in jedem Dorfe des badischen Oberlandes treffen kann, im Kuzigthal so gut wie am Bodensee — wenn man nämlich Augen hat, zu sehen! Viebichs „Weihnachtsengel“, der sich in hebeivoller Haltung über die Wiege beugt, atmet ganz den Geist der Mutterliebe; seiner „Wiege“ laßt wirklich die „Bosget“ aus den Augen, der lebensfröhliche Uebermut und Jugendtroß des „Margröver Madlts“. Und welch eine Fülle von Geist im „Baumwollenmarkt“ des Hebelschen Winters, welche unverfälschte Natur in den krafterfüllten Gestalten der Mädchen und der „Mähdler“ im „Sommerabend“, die milde und doch unerschlasten Schritte, umflossen vom Abendsonnenglanz dem Heimatdorfe zuschreiten! Das sind Zeichnungen, bei denen wir uns unwillkürlich die Farben hinzudenken, Kunstwerke von jener ewig modernen Art wie die Gedichte Hebels selbst. Wie würde sich aber Hebel erfreuen, wenn er sehen könnte, wie der Schall, der seinen Gedichten so wohl anhebt, auch in Viebichs Zeichnungen aus allen Ritzen hervorlugt! L. Richters „Handwerksgefell“ ist ein köstlicher Taugenichts, der aber in Mecklenburg oder in Altbayern gerade so gut wie im Wiesenthal leben und seiner Mutter Sorgen bereiten kann; bei Viebich ist er ein echter und rechter Oberländer Bursch, dem es garnicht einfällt, seinen Trogloß unter einen der sieben Meister zu duden, deren pedantische Charakterköpfe den unteren Rand des Wirtelsches als interessante Schönheitsgalerie einlassen. Und erst der „Morgenstern“: ein richtiger Verliebter, hat er seine Leiter in die blaue Luft hineingefetzt und steigt leise (die Schuhe hat er vorsichtig stehen lassen) die Sprossen empor, um seinem Schatz ein „Schmüßli“ zu geben. Aber o weh! Die Mutter ist erwacht und erscheint dräuend am Fuß der Leiter. Die Sternlein alle eilen herbei, den Vermissen zu warnen: „Jeh, Morgenstern, heß hoch! Hi! Di Mütterli ich nümme wit.“ Nur Saturn raucht gleichmütig seine Fuhrmannsperse weiter: er kennt das, es ist ja schon alles dagewesen. Ich denke: so, genau so hätte Hebel den Vorgang gezeichnet, wenn er zufällig nicht als Dichter, sondern als Künstler zur Welt gekommen wäre. So werden Kurt Viebichs Bilder den Kenner Hebels erfreuen im innersten Herzen; sie werden aber auch manches Auge, dem Hebels Alemannische Gedichte bisher ein Buch mit siebden Siegeln gewesen, zum Verständnis und Genuß locken und anleiten, sie werden ihn einführen in den Geist des sinnigen, frohgemuten Dichters und in seine schöne Heimat.

Verchiedenes.

Ein Brief Kaiser Wilhelms I. an den Kommandeur des 2. Garde-Regiments zu Fuß. Am 19. November waren es 20 Jahre, daß der hochselige Kaiser Wilhelm I. als Gast beim Offizierkorps des 2. Garde-Regiments das Diner einnahm, während und nach der Tafel manchen Zug aus seiner eigenen militärischen Jugendzeit erzählte und dabei auch seine Generals-Jubiläen erwähnte. Am nächsten Morgen nach dem Besuche erhielt der Kommandeur, Oberst von Wismann, nachstehenden, bisher wenig bekannten Brief, der vom Offizierkorps sorgfältig aufbewahrt wird und dessen Abdruck in der kaiserlichen Handschrift der Geschichte des Regiments beigelegt ist. Der Brief lautet:

Berlin, 20. November.
Die Folgen Ihres vorzefflichen Kardinal-Bunsches gestern sind doch nicht ganz ausgeblieben. Denn, wie ich befürchtete, daß ich Doppeltsehen würde, wenn ich zu viel von demselben tränke, ist zwar nicht eingetroffen, aber verrechnet habe ich mich doch, als ich von meinem Generals-Avancement erzählte, und im Vergleich zu dem Sächsischen General, der sein 50jähriges Generalsjubiläum feierte, anführte, daß Niemand meines nicht nur 60., sondern sogar 70jährigen Generals-Jubiläums gedacht hätte, — habe ich, aber zu spät, die Folgen jenes Getränkes erkannt. Ich hätte statt 60 und 70 sagen müssen 50 und 60, da ich am 30. März 1818 General-Major wurde, also 1868 50 und 1878 60 Jahre General war. — Ich bitte, den geistigen Anwesenden diese Verrechnung aufzuklären, damit sie weder eine Ausschneiderei meines Dienstalters, noch einen Doppelschein infolge des charmanen Diners, für das ich Ihnen und dem Offizierkorps nochmals meinen aufrichtigen Dank sage — erblicken mögen.

Die Macht der Liebe. Herzenstromane an Königsthronen sind jetzt, wenn man an die beiden jüngsten Fälle im österreichischen Kaiserhause denkt, ebenso zeitgemäß, wie die Erinnerung an frühere derartige Vorkommnisse. Ein interessanter Fall dieser Art kam in einem nordischen Königshause vor. Prinz Oskar von Schweden liebte die Hofdame Fräulein Ebba Munk und gedachte sich mit derselben zu verloben. König Oskar, der Vater des Prinzen, verweigerte jedoch seine Einwilligung zu diesem Bunde; Fräulein Munk mußte den Hof verlassen und Prinz Oskar als Kommandant eines Kriegsschiffes für längere Zeit in eine Art Verbannung gehen. Was der König damit erreichen wollte, erreichte er nicht; weder Zeit noch Entfernung vermochten die Herzen der Liebenden

zu trennen. Da nahm sich die Königin Sophie der Verbannten an, sie zog Fräulein Munt wieder in ihre Nähe und erfreute sich an ihrem herrlichen Gesang. König Oskar, der bekanntlich ein begabter Dichter ist, hat auch mehrere Lieder tiefreligiösen Inhalts gedichtet. In einem derselben kommt die folgende Strophe vor:

„O Mensch, wenn noch in Deinem Sinn
Der höh'ren Liebe Flammen brennen,
Geh' heut' zu Deinem Kreuze hin,
Den treuesten Freund dort zu erkennen.
O heil'ger Fleh'n!
O Trost, so schön!

Gehörung wird das Herz dann finden!“

Es war Weihnachten. Auf einer Soirée der Königin wurde Fräulein Munt aufgefordert, dieses schöne Lied zu singen. Sie sang und brachte die mitgeteilte Strophe mit einer solchen Innigkeit und seellichem Ausdruck zum Vortrag, daß alle Zuhörer tief ergriffen waren, und jedes Auge richtete sich auf den König, der während des Gesanges eingetreten war und sich in der Nähe des Instrumentes niedergelassen hatte. Den König ergriff eine mächtige Bewegung. Stumm und wie in Gedanken verloren sah er nach dem Gesang noch einige Zeit da und im Salon herrschte eine Stille wie in einem Gotteshause um Winternacht. Dann erhob sich der König, er nahm seinen Sohn Oskar bei der Hand, führte ihn zu Fräulein Munt hin und — legte ihre Hände ineinander.

Peter Hofeggers Seelenkämpfe. Wie ein im Katholizismus erzogener feinfühler Dichter durch Ueberzeugung sich dem Protestantismus zuwendet, ja förmlich zu diesem hingedrängt wird, schildert eine neuerliche Rundgebung Peter Hofeggers, des steiermärkischen Dichters, dessen erste, den katholischen Priestern unliebsame Darlegungen über den evangelischen Christus in Oesterreich bekanntlich durch die Censur unterdrückt wurden. Der Dichter kommt nun auf jenen ersten Artikel zurück und äußert dabei u. a.: „Es hat Zeiten gegeben, da ich nach ihrem (der katholischen Priester) Zuspruch lechzte, doch Mißtrauen und nichts als Mißtrauen haben sie mir geschenkt. Einen Berirrten und Verlorenen haben sie stets an mir gesehen, aber keiner kam, um mich lieblich zu suchen. Hingegen habe ich Anregung und Erhebung gefunden im Gespräch mit evangelischen Geistlichen. Ohne zu protestantisieren, haben sie sich gern finden lassen, mit einem Katholiken gemüthlich und innig über unseren Heiland zu sprechen und über seine göttlichen Lehren, die immer tiefer und höher werden, je mehr und vielseitiger man sich mit ihnen befaßt. Zudem hat sich eine Bibliothek über den evangelischen Christus um mich aufgehäuft, Betrachtungen und Studien beschäftigen die dürstende Seele, und je mehr sie schöpft, desto unerschöpflicher ist der Gegenstand. Diese Wendung ist gekommen durch jene Beschlagnahme des belanglosen Jesu-Aussages. Eine geringe Ursache zu einer für mich bedeutsamen Entwicklung. Und doch ist ein schwerer Konflikt in mir. Ein Konflikt, den mir gewiß nicht alle nachempfinden können, der manchen ganz überflüssig und thöricht erscheinen wird, weil eben mancher keine Ahnung hat von der Macht der Gottessehnsucht. Ich bin von meinen Vorfahren her Katholik. Ich bekenne und ehre so vieles der katholischen Kirche, sie ist meinen Kindeserinnerungen, meiner Disziplinierung und meiner Sinnesruhe eine Heimat. Und doch zieht es mich hinüber zu den Evangelischen, weil dort nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung die Lehre Christi reiner veründert wird, als gemeinlich in den katholischen Kirchen. Besonders in unseren Tagen ist eine evangelische Predigt eine wahre Labnis. Es kommt selten vor, daß man dort schimpft, poltert, heßt, andere Bekenntnisse verflucht und deren Seelen verdammt. Käme es aber vor, so ließe ich aus einer protestantischen Kirche so rasch davon, als aus einer katholischen. Mir würde es bitter hart ankommen, aus der katholischen Kirche zu treten und doch muß ich so oft die Partei der Protestanten nehmen, ihre christlichen (nicht etwa politischen) Bestrebungen unterstützen, wie und wo ich nur kann. Das ist nun der Zwiespalt. Ich warte immer darauf, daß die katholische Kirche sich von der Weltlichkeit, der Macht und Politik mehr ablehre und der Lehre Jesu sich zuwende. Einstweilen muß ich es mit meinem Gewissen vereinbar finden, als Katholik dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen, dort Trost und Kraft für das Leben zu holen. Manchmal ist mir in solchen Stunden, als ginge mir ein neues Leben auf.“

Kosten königlicher Besuche. Anlässlich des jüngsten Besuches der Königin Viktoria in Bristol, bei dem die Dekorationen von Straßen und Häusern allein die Summe von 6000 Lstr. verschlangen, wird in einer interessanten Zusammenstellung auf die Kosten hingewiesen, die der Stadt Bristol aus früheren königlichen Besuchen erwachsen. Königin Anna weilte vom 4. bis 8. Juni 1612 in der Stadt. Dieser Aufenthalt kostete die Stadt 45 Lstr. 10 Sh. Im September 1633 kam Karl II. mit seiner Gattin nach Bristol. Ausgabe: 1390 Lstr. Bei der Gelegenheit wurde der Königin eine Börse, die 7 Sh. kostete und 130 Goldstücke enthielt, überreicht. Königin Katharina kam am 11. Juli 1677. Ausgabe: 446 Lstr. König Jakob am 12. September 1757. Ausgabe: 703 Lstr. Prinz und Prinzessin von Wales am 10. November 1738. Ausgabe 954 Lstr. Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß die Loyalität der

Bevölkerung von Bristol seit den früheren Jahrhunderten bedeutend gestiegen ist, falls sie den Ausgaben bei königlichen Besuchen gerade proportioniert ist.

Der eben verstorbenen Gattin des englischen Premiers werden von allen englischen Blättern Nekrologe und Betrachtungen an leitender Stelle gewidmet. Diese Nachrufe gelten nicht bloß der Gattin des größten lebenden Staatsmannes Englands, sondern auch der Persönlichkeit der Verstorbenen, die sich durch ihr jüliches, wohlthätiges Wirken in weiten Kreisen Sympathien zu erwerben wußte. Als Lord Cecil sich im Jahre 1857 verheiratete, war er ein ganz vermögensloser Mann, der sich erst eine Position erringen mußte. Bei den journalistischen Arbeiten, durch die er sich zuerst bemerkbar machte, soll ihm seine junge, begabte Frau zur Seite gestanden sein. Lady Salisbury war keine besondere Freundin der Desfentlichkeit. Aber gerade deshalb waren die Empfangsabende, die sie in ihrer offiziellen Stellung geben mußte und in denen sie sich als liebenswürdige Gastgeberin zeigte, für alle, die ihr näher standen, stets ein freudiges Ereignis. In Hatfield erhielt Lady Salisbury im Jubiläumsjahre auch den Besuch der Königin Viktoria. Der deutsche Kaiser, der Schah von Persien und der Prinz von Neapel zählten ebenfalls vorübergehend zu den Gästen von Hatfield-House. Lady Salisbury hinterläßt, wie bereits gemeldet wurde, fünf Söhne und zwei Töchter. Ihr ältester Sohn, Viscount Cranborne, vertritt den Kreis von Rochester im Unterhause; ein anderer Sohn ist der bekannte Lord Robert Cecil vom Queens-Kollege; ein dritter Sohn dient als Major bei der Grenadiergarde in Walsingham und hat unter Oberst Baden-Powell an der Verteidigung von Mafeking teilgenommen; Lord William Cecil hat sich dem geistlichen Stande gewidmet; der jüngste Sohn ist Lord Hugh Cecil — seit 1895 Mitglied des Unterhauses für Greenwich. Von den beiden Töchtern ist die ältere an den Unterstaatssekretär für die Kolonien, Carl von Selborne, verheiratet; die jüngere, Lady Gwendolen Cecil, ist unverheiratet. Ein eigenes Schicksalspiel ist es, daß auch zwei von Lord Salisburys Kabinetskollegen, Sir Matthew White-Ridley und Mr. Goschen, im Laufe des letzten Jahres Witwer wurden.

Aus Lissabon, 15. Nov., schreibt man der „Zef. Bg.“: Der Bakteriologe Dr. Pestana, der in Oporto die Pest studiert und Untersuchungen über die Lebensbedingungen des Pestbazillus angestellt hatte, wurde wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Lissabon von der Pest ergriffen. Er ließ sich anfangs, als er den wahren Charakter der Krankheit noch nicht erkannt hatte, in seinem Hause verpflegen. Aber am Sonntag abend wurde er sich klar darüber, daß er von der Pest befallen sei. Er legte sogleich die Regierung davon in Kenntnis und bat, daß auch seine Familie nach dem Pesthospital übergeführt werde, damit ja keine Verschleppung von Pestbazillen in der Stadt Lissabons stattfinde. Die Regierung kam nicht nur diesem Wunsche auf der Stelle nach, sondern befahl auch, daß sämtliche Einwohner des Hauses, in dem Dr. Pestana wohnte, unverzüglich in das Pesthospital übergeführt wurden. Das Haus selber sollte geschlossen werden. Die Nacht aus dem Schlafe aufgerüttelten Pestverdächtigen waren zu Tode erschreckt, als man ihnen den Befehl der Regierung mitteilte. Wahrscheinlich trug sich aber gestaltete sich die Ausführung der Regierungsverordnung im ersten Stockwerke des Hauses. Hier wohnte der Großkaufmann Antonio de Oliveira Soares, der an diesem Abend aus Anlaß der Verlobung seiner Tochter ein Ballfest veranstaltet hatte. In dem frohen Kreise wußte man nicht das Geringste von der Erkrankung des Dr. Pestana. Als nun der Regierungsarzt in die festlichen Räume eintrat und der Ballgesellschaft die Verfügung der Regierung mitteilte, versuchten nach Ueberwindung des ersten Schreckens einige Länger mit ihren Damen gewaltsam den Ausgang aus dem verpesteten Hause zu erzwingen. Aber die Regierung hatte ihre Maßregeln gut getroffen. Alle Ausgänge des Hauses waren von der Polizei besetzt. Man zwang Herrn Oliveira-Soares, mit der Braut, dem Bräutigam, allen Familienmitgliedern und allen Gästen in bereitgehaltenen Wagen Platz zu nehmen und führte die vor wenigen Minuten noch so fröhlich gestimmten Verlobungsgäste in das Pesthospital über, wo sie verweilen müssen, bis sich herausgestellt hat, daß sie nicht angesteckt sind. — Dr. Pestana ist heute gestorben. Er hatte geglaubt, gegen die Pest geschützt zu sein, da er wiederholt mit Antipesterum geimpft worden war. Aber das Serum erwies sich als unwirksam.

Allgemeine National-Bibliothek (C. Dabertows Verlag in Wien). Bändchen Nr. 230—235: „Die Dialektbildung der deutsch-österreichischen Alpen.“ Ausgewählt und herausgegeben von Karl Wienstein. Bändchen 236—37: „Refron. Theaterg'sichten. — Welche Rechte und Pflichten haben Mieter und Vermieter? von Otto Braun und Was muß die gebildete Hausfrau wissen? von Eise v. Rauch. (Berlin, Hugo Steinig.) — Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi kritische Beleuchtung der biblischen Auferstehungsberichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk von Ferdinand Harro. (Leipzig, Verlag von Blumberg u. Cie.) — Russische Literaturbilder von Eugen Zabel. Broschirt 5 M., elegant in Halbfranz gebunden 6 M. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Schardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.